

österreich. Hesse ging nicht in Österreich auf die Schule, wie der Text suggeriert, sondern auf das Missionsgymnasium Heiligkreuz, das sich auf dem Gebiet des Deutschen Reiches befand. Das Zisterzienserstift Heiligenkreuz unterhielt nie ein Missionsgymnasium. Im Blick auf die Systematik erschiene es sinnvoll, die Schwesterngemeinschaften im Abkürzungsverzeichnis durchgehend mit den offiziellen lateinischen Namen anzugeben, und nicht, wie in einigen Fällen, nur die englischen oder französischen Übertragungen zu nennen.

Dem Verfasser des Lexikons ist zu danken dafür, dass er seine in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragenen Kurzinformationen zu Missionspersönlichkeiten mit dieser Publikation allgemein zugänglich gemacht hat. Er stellt mit dieser Veröffentlichung in beträchtlichem Maße Informationen zu Personen zur Verfügung, die sich selbst in kirchengeschichtlich orientierten biografischen Lexika nicht finden lassen. Es ist zu betonen, worauf Mückler in seiner Einführung zum Lexikon auch selbst hinweist (13), dass insbesondere auch Missionsschwestern und Brüder berücksichtigt wurden, die an anderen Orten, etwas salopp gesagt, oftmals unter den Tisch fallen. Auch sind zahlreiche Personen verzeichnet, die aufgrund eines krankheitsbedingten vorzeitigen Todes nur kurze Zeit in der Region tätig waren und daher nicht selten weitestgehend in Vergessenheit gerieten. Der Nutzerkreis des Buches wird sich sicherlich nicht auf Ethnologinnen und Ethnologen beschränken. Das Buch stellt letztlich auch ein Beispiel für den Dialog zwischen den wissenschaftlichen Fächern Ethnologie, Kolonialgeschichte und Missionswissenschaft dar und zeigt, was mit Hilfe eines interdisziplinären Vorgehens entstehen kann. In diesem interdisziplinären Sinne ist auch dem Historiker Hermann J. Hiery zu danken, dass er das Werk in seine Reihe "Quellen und Forschungen zur Südsee" aufgenommen hat.

Harald Grauer

Mühlfried, Florian: *Being a State and States of Being in Highland Georgia*. New York: Berghahn Books, 2014. 248 pp. ISBN 978-1-78238-296-6. (EASA Series, 24) Price: \$ 95.00

Kurz nach der Unabhängigkeit 1991, als sowohl Russland und Georgien fragile staatliche Gebilde darstellten, das entstandene Machtvakuum sowie die notorische Unterversorgung die Kriminalitätsraten hochschnellen ließen, versuchten die Tuschen auf zweierlei Weise ihre Region zu befrieden. Sie griffen einerseits auf traditionelle diplomatische Techniken zurück und verhandelten mit den Dorfältesten aus den Nachbarregionen. Andererseits boten sie dem georgischen Staat an, in seinem Namen den Grenzschutz und die Kontrolle in ihrer Region zu gewährleisten und übernahmen somit die performative Verkörperung staatlicher Autorität.

Der Ethnologe Florian Mühlfried hat sich in seiner Monografie die Aufgabe gestellt, einige Forschungslücken – die Ausprägung eines postsozialistischen Selbstverständnisses von Staatsbürgerschaft und die Auswirkungen neuer Grenzsicherungen nach dem Ende des Kalten Krieges – zu untersuchen. Dafür hat er von 2006 bis 2007

ein Jahr lang in Tuschetien an einer dieser neuen Grenzlinien verbracht. Die Tuschen, geschätzte 12.000, gelten als ethnische Untergruppe der Georgier, sind traditionell transhumante Schafzüchter, die zwischen ihren Sommerweiden in den Bergen und den Winterweiden im georgischen Tiefland pendeln. Ihre Bergdörfer gehören zu den am schwersten zugänglichen Gebieten in Georgien.

Damit behandelt Mühlfrieds Habilitationsschrift einen Stoff, der alle Ingredienzen einer klassischen völkerkundlichen Studie über eine exotische Ethnie am Rande unserer Zivilisation aufweist. Aber auch in dieser, seiner zweiten Forschungsarbeit über Georgien verliert er sich nicht in exotischen Partikularismen; vielmehr beschreibt er das Leben der Tuschen entlang zentraler theoretischer Konzepte der politischen Anthropologie – Staat, Grenze und Staatsbürgerschaft.

Das Staatsbürgerschaftskonzept wurde in den letzten Jahren in der Stadtforschung unter dem Gesichtspunkt der politischen und sozialen Teilhabe marginalisierter Bevölkerungsgruppen an der Stadt (Secor 2004) und ihrer widerständischen Praktiken der Artikulation eigener Rechte (Holston 2009) viel diskutiert. Auch für Mühlfried ist der Begriff leitend in seinen Analysen und dadurch bricht er mit einem Axiom der urbanen *citizenship*-Studien, das urbane Räume als Labore eines staats- oder stadtbürgerlichen Selbstverständnisses setzt. Mühlfried hingegen hat die kreativen staatsbürgerlichen Praktiken und Diskurse einer ländlichen Bevölkerungsgruppe in der sozialistischen Vergangenheit und in der Gegenwart zum Gegenstand seiner Forschung gemacht.

An der urbanen *citizenship*-Debatte kritisiert der Autor in der Hauptsache drei zentrale Aspekte: 1. die mangelnde Berücksichtigung des Staates als einem Schlüsselakteur gegenüber den Staatsbürgern, 2. die Ausblendung sozialer Rechte zu Gunsten politischer Rechte und 3. die Nähe zur Zivilgesellschaftsthematik, die insofern von Bedeutung ist, als dass sie häufig zu dem verkürzten Umkehrschluss führt, dass Gesellschaften mit "schwacher" Zivilgesellschaft auch kein staatsbürgerschaftliches Selbstverständnis aufweisen. Um die Rolle des Staates und die Bedeutung sozialer Rechte zu verdeutlichen, wendet sich Mühlfried unter anderem auch der Frage der Verbundenheit der tuschetischen Kultur mit dem Staat zu. Dabei stellt er beispielsweise fest, dass der Staat durch seine verschiedenen Institutionen, wie Schulen, Krankenhäuser oder feste Straßen, für die Tuschen einen festen Bestandteil ihrer kulturellen Landschaft darstellt, und dadurch gleichermaßen an der Ausprägung ihrer Identität, kulturellen Werte und Praktiken beteiligt ist, wie ihre heiligen Orte in den Bergen.

Über diese Kritik hinausgehend, bringt Mühlfried auf der Grundlage seiner empirischen Daten neue Perspektiven und Aspekte in die theoretische Diskussion des Staatsbürgerschaftskonzepts ein. Damit beabsichtigt er, das von zahlreichen Ambivalenzen geprägte dialektische Verhältnis einerseits konzeptionell genauer zu fassen und andererseits zu zeigen, dass ein staatsbürgerliches Selbstverständnis ebenso in ruralen und peripheren Regionen vorhanden ist, womit er für einen offenen Begriff von Staatsbürgerschaft plädiert. Seine theoretische Diskussion

stützt sich dabei auf einen reichhaltigen Korpus an qualitativen und quantitativen empirischen Daten, die er mit Hilfe der Teilnehmenden Beobachtung, von informellen Gesprächen und Interviews, Umfragen und Archivrecherchen erhoben hat.

Im Gegensatz zum bisherigen Diktum des Teilhabe- und Integrationsanspruchs von Seiten der Bürger an den Staat macht Mühlfried die Ambivalenz des Staates und die Distanz der Bürger zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Für die Sowjetzeit kann er vier verschiedene Phasen der regionalen Politik gegenüber Tuschetien unterscheiden, weshalb er den sozialistischen Staat nicht nur als Versorger, sondern auch als unzuverlässig, erratisch, definiert. Doch auch in der postsozialistischen Zeit verändert der Staat beständig seine Praxis. Für die ersten Jahre definiert Mühlfried Georgien in Anschluss an die gängige wissenschaftliche Diskussion als *failed state*. Diesem folgte ein sogenannter pragmatischer Staat, der Aufgaben, die er nicht leisten kann, auslagerte. 1999 übernahm die OSZE die Kontrolle der Grenze zu Russland und versorgte die einheimische Bevölkerung nebenbei mit Arbeitsplätzen und lebenswichtigen infrastrukturellen Leistungen. Nach Abzug der OSZE wurde die Georgische Orthodoxe Kirche (die institutionell und kulturell ein Repräsentant des Staates und Georgiens ist) in der Region aktiv, sie schritt mit einer Ikone die Landesgrenzen ab, auch den tuschetischen Abschnitt, sie begann wöchentlich Messen in der Region abzuhalten, es wurden Baupläne für eine Kirche an der Grenze erstellt. Mühlfried nennt dies den orthodoxen Staat.

Diese Unberechenbarkeit führt dazu, argumentiert er weiter, dass Bürger auch Distanz gegenüber dem Staat wahren, das heißt Vorkehrungen zur eigenen Absicherung und Unabhängigkeit vom Staat treffen. Um diese Maßnahmen zu benennen, leiht er sich den Begriff der Reserven (Hauschild 2003, 2008), der hier Dinge, Orte oder Praxen bezeichnet, die dem Zugriff des Staates entzogen werden. Mühlfried findet in Tuschetien Reserven konzeptioneller, symbolischer und materieller Art vor. Als eine der wichtigsten Reserven konzeptioneller Art identifiziert er die transhumante Lebensweise, die die Tuschen seit mehreren Jahrhunderten zu regionalen "Globetrottern" mit vielfältigen Erfahrungen in der Selbstorganisation machte. So half ihnen der sommerliche Wechsel mit den Herden ins Hochland, die Zwangsumsiedlung ins Tiefland in den 1950ern und 1960ern abzufedern. Aktuell spiegelt sich diese Lebensweise in der Arbeitsmigration vieler Tuschen ins Ausland wider. Zu den beliebtesten Arbeitsmigrationsrouten bei Männern, obwohl auch illegal, gehören die Wege auf die Baustellen des Nordkaukasus und der russischen Großstädte, wie Mühlfried in vielen Gesprächen ermitteln konnte. Die im Vergleich zu Westeuropa geringe Entfernung und die saisonale Organisation der Branche ermöglichen einen Jahresrhythmus, der der traditionellen Zirkulation ähnelt. Eine weitere Reserve kultureller Art stellen beispielsweise auch die heiligen Orte in den Bergen dar, die ihnen als Zeugnisse ihrer kulturellen Besonderheit eine gewisse Distanz zum Staat ermöglichte und Eigenständigkeit sicherte.

Diese Reserven, so legt Mühlfried weiter dar, eröffnen

den Tuschen transregionale und neuerdings auch transnationale Handlungsspielräume. Aihwa Ong (1999) hat am Beispiel der Hongkonger Businesselite dargelegt, dass transnationale ökonomische Praktiken auch neue Formen der Identitätskonstruktion hervorbringen, die sie als *flexible citizenship* bezeichnete. Was Ong in ihren Ausführungen als Effekt einer urbanen Hyper-Globalisierung bezeichnet, öffnet Mühlfried analytisch für die Beschreibung anderer sozialer Gruppen und sozio-historische Settings. Allerdings, so resümiert er abschließend, wirken die neoliberalen Politiken des neuen Staates totalitärer als die des sowjetischen, denn sie reduzieren die Beweglichkeit und die Reserven der Tuschen drastisch, so werden viele durch die restriktiven Migrationspolitiken und Arbeitsvisaregime in die Illegalität getrieben. Dieses Risiko, das einige eingehen, vergrößert zwar ihren Handlungsspielraum zu Hause, doch ihr Einsatz ist, ganz im Gegensatz zur Hongkonger Businesselite, weitaus größer. Wie Mühlfrieds Empirie zeigt, ist dieses Risiko eine Folge der neuen Grenzsicherungen, die, wie es scheint, zum Teil nationalstaatlich organisiert sind, zum Teil aber auch den Logiken globaler neoliberaler Politiken entspringen, ein Punkt, den der Autor theoretisch leider nicht weiter reflektiert.

Alles in allem machen Mühlfrieds kritische Lesart der bisherigen Literatur zum Staatsbürgerschaftsansatz und seine Diskussion zur qualitativen Aussagekraft des Begriffs die Lektüre äußerst lesenswert. Er hat eine dichte Abhandlung geschaffen, die die theoretische Ebene mit einer aussagekräftigen Empirie über die tuschetischen Arbeitspraktiken und die Bedingungen ihrer Migration verbindet.

Madlen Pilz

Müller, Juliane: Migration, Geschlecht und Fußball zwischen Bolivien und Spanien. Netzwerke – Räume – Körper. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 2013. 224 pp. ISBN 978-3-496-02846-8. Preis: € 39,00

Juliane Müller legt mit diesem Buch, ihrer überarbeiteten Dissertation (Martin-Luther-Universität Halle, 2011), eine aufgrund ihrer theoretisch-methodologischen Zugänge ausgesprochen originelle und innovative Studie vor, die Arbeitswanderungen aus Südamerika nach Spanien zwischen 2003 und 2008 sowie die Fußballpraxis von bolivianischen Migrantinnen miteinander verknüpft. Müller fokussiert ihre Arbeit auf diese Zeit eines neuartigen Immigrationsprozesses nach Spanien, der insbesondere in den zentralen Andenstaaten seine Ausgangspunkte hat. Es sind vor allem Frauen aus den marginalen Vierteln bolivianischer und ekuadorianischer Großstädte, die in Spanien Fußball-Ligen organisieren. Sie produzieren damit einen besonderen Raum für Praktiken der Migration, die die Autorin in ihrer Studie am Beispiel bolivianischer Fußballerinnen in Sevilla und ausgehend von den Kategorien Netzwerke, Räume, Körper untersucht. Ein Ansatzpunkt ist, dass der Fußballsport in den Herkunftsländern keine reine Freizeitbeschäftigung darstellt, sondern populäre Ausdrucksformen aufweist, die als Katalysatoren kultureller und soziopolitischer Dynamiken dienen, aber auch soziale Strukturen und Organisationsformen konsolidieren und perpetuieren. Die Studie, die die Fuß-